

Heinrich Bosshard

Autor(en): **Gachnang, K.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **4 (1900)**

Heft 25-26

PDF erstellt am: **26.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575673>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Heinrich Bosphard,

der Dichter des „Sempacherliedes“.

Ein Lebensbild, skizziert von R. D. Gahnang, Zürich.

Mit vier Abbildungen.



Heinrich Bosphard.

In Schwamendingen, dem stillen Dörfchen am Nordfusse des Zürichberges, dessen Kirchlein nur eine Viertelstunde von der Grenze des Stadtbannes des großen Zürich entfernt ist, wurde Sonntags den 15. Juli 1900 ein Sängerefest abgehalten, das bei allen Beteiligten einen Frohsinn und eine Zufriedenheit erweckte, wie sie selten bei solchen Anlässen zu finden sind. Die Sängerbühne war unter dem Laubwerk fruchtbare Obstbäume aufgeschlagen, und ein blauer, wolkenloser Himmel wölbte sich als Dach darüber. Unter diesem Dache wurde gesungen, gezecht, geminnt und natürlich auch „gefestrednet“. Der Montag brachte der Jungmannschaft der Gemeinde ein Jugendfest, bei dem's nicht minder fröhlich zuging.

An beiden Festtagen wurden in den Ansprachen den Manen Heinrich Bosphards, des Dichters des „Sempacherliedes“, mehrfach Guldigungen dargebracht, die das Bild dieses seltenen Mannes wieder lebhaft in uns wach riefen, und wir wollen nun versuchen, es in kurzen Zügen, aber möglichst getreu an den Augen der Leser der „Schweiz“ vorüberzuführen.

Unser Dichter, geboren den 8. April 1811 in dem Weiler Bostern bei Seen, als Sohn eines unbemittelten Schuhmachers, der nebenbei auch etwas Landwirtschaft trieb, war fünf- und zwanzig Jahre alt, als er im Schulhause zu Schwamendingen seinen markigen, wuchtigen und begeisterten Schlagschlag schuf. Und wie sah nun dieser Dichteringling, der sich erst zehn Jahre nachher verehelichte, aus? Keineswegs hochpoetisch. Allerdings war er hochgewachsen; denn seine Gestalt überragte die der übrigen Dorfbewohner, wie die Pappeln des Schulhauses die Obstbäume in den umliegenden Baumgärten. Dieses lange Menschenkind trug Beinkleider aus schwarzem Zwilch, und seinen Körper umschloß ein Rock aus gleichem Stoffe, dessen Schöße fast den Boden berührten; das mächtige Haupt mit seinem schwarzen, meist etwas wirren und ungeberdigen „Stechhaar“ bedeckte eine schwarze Zupfmütze. Das Gesicht war glatt rasiert, und aus demselben blickte bald gutmütig, bald scharf und stechend und bald wieder (allerdings absichtlich) etwas blöde ein dunkles Augenpaar. So konnte es kommen, daß unser Dichter oftmals für einen unbeholfenen, geistig etwas beschränkten Bauernburschen angesehen wurde.

Landwirtschaft trieb er allerdings und mit Geschick und besonderer Vorliebe Bienenzucht. Vor allem aus aber war Heinrich Bosphard ein eifriger, strebsamer und begeisterter „Scherrianer“, d. i. ein Lehrer, der aus dem Scherr'schen Seminar in Klüssnacht hervorgegangen. Seit zwei Jahren war ihm die Schuljugend Schwamendingens anvertraut. Er unterrichtete mit solchem Geschick, daß seine Schule als Musterschule des Bezirkes Zürich galt. Daneben leitete er Gesangsvereine und betätigte sich auf litterarischem Gebiet, indem er die Kapitel über Behandlung der Naturkunde in der Volksschule in Scherr's Pädagogik, sowie die betreffenden Abschnitte in die Lehrbücher des letzteren schrieb. Zudem besuchte er Vorlesungen über Litteratur, Physik, Chemie und Mineralogie an der Hochschule Zürich und vernachlässigte nicht, sich als musterhafter Bürger an öffentlichen Leben zu beteiligen. Ein solch ruhelos schaffender Geist muß Achtung und Vertrauen erwecken.

Bosphard selbst ging nicht darauf aus, sich die besondere Gunst seiner Mitmenschen zu erwerben; ja, es scheint sogar, daß er ein inneres Behagen fühlte, wenn er wenig beachtet, oder geradezu geringgeschätzt behandelt wurde. Aber, wehe dem, den er plötzlich, wie aus einem Traum erwachend, mit einem Witzpfeil bedachte. Davon eine Probe: Der gute Bosphard war zwar ein eifriger Jünger Pestalozzi's; aber er besaß die

gleiche Untugend, die den großen Lehrmeister der Menschheit verunzierte. Er saß eines Tages auf dem Verdeck eines Dampfschiffes auf dem Zürichsee neben einer Dame, deren weißen Strumpf er zufällig mit seinen kotigen Schuhen ein wenig beschmutzte. Die Dame war in Begleitung eines Kavaliere, der dem ungeschlachten Gesellen sein Versehen in lauten, derben Worten verwies. Bosphard schien die Strafpredigt zu beherzigen; er machte ein recht einfältiges Gesicht und duckte sich furchtsam zusammen. Das brachte den Redestrom des Sprechers erst recht in Fluß, und es bildete sich ein Kreis von Zuhörern, dem der ganze Auftritt unerwartete Kurzweil verschaffte. Endlich war die Strafpredigt zu Ende, und jetzt geschah etwas, das niemand erwartet hatte: Bosphard reckte langsam den Oberleib, stund allgemach auf und wollte fast nicht aufhören in die Höhe zu wachsen. Endlich mußte er innehalten. Da streckte er den rechten Arm weithin gegen seinen verblüfft dastehenden Widerjacher aus und sprach mit hohler, geisterhafter Stimme: „Ihr Lüt, händ er's jez ghört? Ich ha dreckig Schueh und de da hät derfür e wüest's Mul.“ — Hat Bosphard bei diesem Anlaß den geriebenen Bauer zur Schau getragen, so zeigte er sich zehn Jahre später in ähnllicher Situation jenseits des atlantischen Weltmeeres als feiner Diplomat. Hören wir den Sachverhalt aus seinem eigenen Munde: „Bei einer geologischen Untersuchung in der Nähe von Pittsburg (Pennsylvanien) stieg ich über eine Umzäunung, wurde aber aus dem nächsten Hause von einer Frau böß angesprochen. Ich stand still und hörte ihr zu; denn sie sprach das Englische so laut und deutlich, daß ich's für eine förmliche Sprachlektion hielt; weswegen ich dann auch erwiderte: 'Schöne Dame! Ich bin ein Fremder und verstehe nicht gut englisch. Bitte, reden Sie weiter! Ich habe noch nie eine Frau gehört, die das Englische so schön spricht, wie Sie.' — Nun gab sie ihr Kriegsgeschrei auf und ließ das Fenster herunter. Hätte ich ein grobes Wort gesprochen, so würde mich das 20 Dollars gekostet haben; nämlich 10 Dollars Buße, 5 Dollars dem Advokaten und im gnädigsten Falle 5 Dollars dem Richter“.

Wenden wir uns nach diesem Exkurs ins Gebiet des Komischen — zur Entstehung des Textes zum „Sempacherliede“. Letzterer ist ein Sonntagskind. An einem Samstagabend wurde er in Angriff genommen und am Tag des Herrn darauf überbrachte ihn der Dichter schon dem Komponisten Johann Ulrich Wehrli in Unterstrass-Zürich.

J. U. Wehrli, der in den jüngern Jahren das Schreiner- und Glaserhandwerk betrieb, hatte sich vollständig der Musik zugewendet und mit Geschick und Erfolg als Militärmusikinstruktor und Komponist von Instrumental- und Vokalmusikstücken betätigt. Er wurde im Jahr 1833 zum Gesanglehrer an die städtische Knabenrealschule gewählt und 1836 wurde ihm dann auch der Gesangunterricht an den entsprechenden Mädchenklassen übertragen. Im Jahr 1832 hatte Wehrli einen Militärmarsch komponiert, der sich besonderer Beliebtheit erfreute. Er bat nun seinen Freund Bosphard an obgenanntem Samstag, ihm einen entsprechenden Text zu liefern, und am Sonntagabend war er schon im Besitz desselben. So ist dem Schweizervolk ein Vaterlandslied geboten worden, dem nach Inhalt, Kraft und Schwung nur wenige zur Seite stehen. Da muß eine weichevolle Sonntagsstimmung bei den beiden Freunden geherrscht haben, als sie ihr gemeinsames Opus zum erstenmal sangen!

So recht zum Gemeingut des Schweizervolkes wurde das Lied wohl erst vom Jahr 1850 an, als es in der „Sammlung



Joh. Ulr. Wehrli.

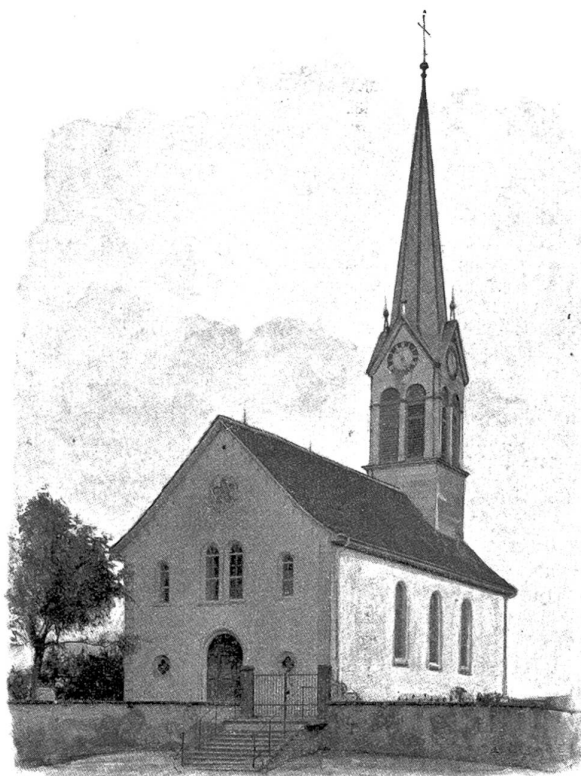
Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

von Volksgejängen für den Männerchor, herausgegeben von einer Kommission der zürcherischen Schulsynode" Aufnahme fand, die in diesem Jahr gegründet wurde. In der Kommission dieser „Synodalliederbücher“, die seither in Hunderttausenden von Exemplaren über den ganzen Erdball Verbreitung und Aufnahme gefunden, saß auch unser Heinrich Böhhard, ein Beweis, daß sein musikalisches Können von seinen Amtsgegnossen als hervorragend taxiert wurde. Und doch basierten seine musikalischen Kenntnisse auf dem Unterricht, den ihm im Knabenalter ein Nachbar, der ein Weber war, im Geigen- und Flötenspiel erteilte. Ebenso dürftig war seine Primarschulbildung; denn seine ganze Thätigkeit in der Alltagschule wurde durch Buchstabieren, Lesen und Auswendiglernen in Anspruch genommen. Allerdings wurde dann sein Wissen im Pfarrhaus zu Seen in erfreulicher Weise gefördert. Pfarrer Nordorf, ein väterlicher Freund unseres jungen Heinrich, war ein eifriger Erforscher und Freund der Natur. Er legte reiche Sammlungen von Naturgegenständen an und suchte die Gesetze der natürlichen Welt durch Apparate, die er selbst verfertigte, zu ergründen. Diesem trefflichen Manne widmete Böhhard später in einem Briefe aus Amerika folgende Zeilen: „Er lebt nicht mehr, schläft aber unter den Seinen. Als sich seine Augen zum Todeschlummer neigten, sprach er: „Freunde! Ich hielt mich nie für vornehmer als meine Pfarrkinder und wünschte so unter ihnen zu ruhen, wie ich unter ihnen gelebt habe. Begrabt mich in der Reihe und setzet mir keinen Denkstein!“

Der junge Heinrich muß jedenfalls ein aufmerksamer Schüler dieses Pfarrherrn gewesen sein; denn er trieb nachher als Lehrer einen Handel mit solch selbstgemachten Apparaten. Seiner besondern Aufmerksamkeit erfreuten sich die Quecksilber-Barometer, indem er jeweilen mit einem fertigen Stück wie rajend dreimal ums Haus herum rannte, damit die damals noch sehr abergläubischen Bauersleute um so eher an die Verlässlichkeit dieser Wetterpropheten glauben. In der That wurde der Absatz durch diese eigentümliche Manipulation erhöht.

Bis zu seinem einundzwanzigsten Lebensjahre beschäftigte sich Heinrich hauptsächlich mit Landwirtschaft. Im Winter zog er mit seiner Mutter als Hausierer bis in den Schwarzwald hinunter. Neben den Waren war auch die Geige seine stete Begleiterin, und sie verschaffte ihm und seinen Kunden manchen heiteren, genussreichen Abend.

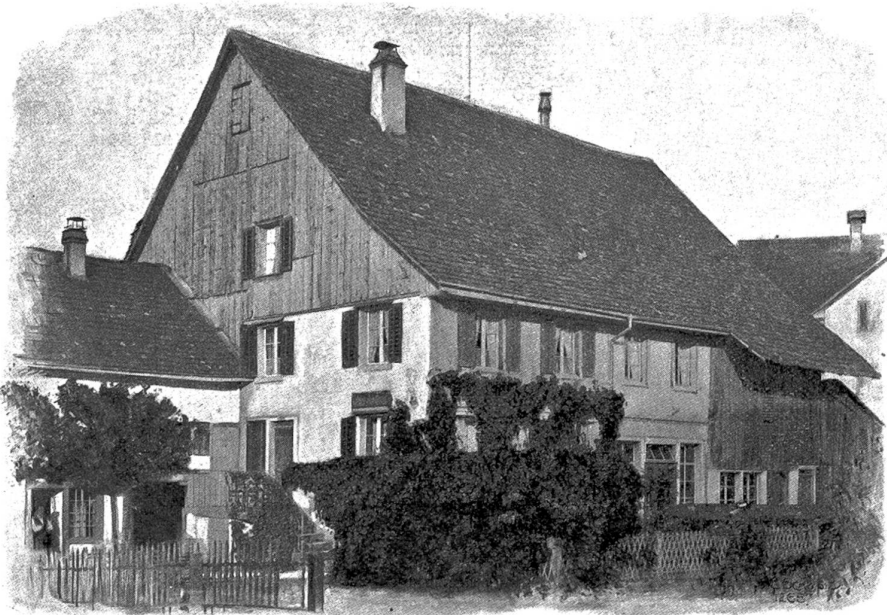
Im Jahr 1832 trat der Jüngling als Zögling ins Seminar Küssnacht ein, und schon nach einem Jahr mußte er in den Schuldienst übertreten. Sein erstes Lehrzimmer muß offenbar dumpf und niedrig gewesen sein; denn an heißen Sommertagen



Kirche in Schwamendingen (Zürich). Phot. R. Gachnang.

wars ihm zu eng darin. Er begab sich dann in den Schulgarten, stützte sich mit den Ellbogen auf ein Fenstergesims und versorgte von diesem „freien Standpunkt aus“ seine Zöglinge mit dem, was ihnen zu Nutz und Frommen gereichen mußte. Eine nicht geringe Freude bereitete der Schluß am Samstag, wenn der „Instruktor“ mit dem Betragen seiner Jungmannschaft in der abgelaufenen Woche zufrieden war. Da mußten die Knaben der sechsten Klasse ein Musikkorps formieren und das Arndt'sche „Lied vom Feldmarschall“ (Was blasen die Trompeten?) aus vollen Backen pfeifen. Unter den Klängen dieser Kriegsmusik formierten dann die übrigen „Schulrekruten“ ihren Abmarsch nach Hause.

So hielt er's auch nachher in Schwamendingen, wo er siebenzehn Jahre wirkte und neben freudigen Ereignissen selbstverständlich auch Gegenteiliges zu buchen hatte, und zwar nicht ganz ohne eigene Schuld. Er äußerte sich in der politisch bewegten Zeit von 1839, die den verdienstvollen Seminardirektor Scherr in brutaler Weise von Küssnacht vertrieb, nicht immer in den gewähltesten Ausdrücken über die Rückschrittmänner. Dies veranlaßte den Dorfpfarrer, der wohl sonst auch wenig Verständnis für die Eigenart des jungen Lehrers haben mochte, ihn wegen Schmähung der Obrigkeit zu verklagen. Böhhard mußte vor Obergericht erscheinen; aber sein Anwalt, Dr. Jonas Furrer von Winterthur, der nachmalige Bundespräsident, hat ihn gehörig „herausgebissen“.



Heinrich Böhhard's ehemalige Wohnung in Schwamendingen.

Mit Jubel und in festlichem Zuge wurde der Freigesprochene von seinen zahlreich erschienenen Gemeindegossen heimbegleitet und ein fröhliches Beisammensein von jung und alt bildete den Abschluß dieses denkwürdigen Tages im Leben des Schullehrers von Schwamendingen.

Der Pfarrer suchte sich bald einen andern Wirkungskreis, und sein Nachfolger, von Geburt ein Norddeutscher, konnte sich eher mit dem Gebaren Böhards vertragen, wie dies folgender Vorfall aus der Schule darthut, den er mir selbst erzählt hat: „Unser Herrmann“ (ein in der pfarrherrlichen Familie lebender Waisenknabe), „schaute einmal während des Unterrichtes recht wehleidig in die Welt hinein, und Lehrer Böhhard fragte ihn: Herrmann, wo fehlst, daß d'e so e traurigs Gesicht machst? — Herrmann antwortete: I ha s' Zahweh. — Lehrer B.: Meinst öppe, du müesst sterbe dra? — Herrmann (weinerlich): Nei. — Lehrer B.: Herrmann, stirb du nu gern! Hest, de Petrus hät grad es Säuli gmezget, und de chunnt frisch Bluetwürst über, wenn d' in Himmel ue chunnt.“ — Dieser Herrmann hat nachher die bekannte Kleiderfärberei Hintermeister in Rüsnacht gegründet, und sein Pflegevater gab einmal einem Gemeindegossen, der zu ihm sagte: „Herr Pfarrer, es ist doch gewiß peinlich für Sie, daß so wenig Leute zur Kirche kommen,“ zur Antwort: „Ist mir gleich, ich hab's nicht vom Sück.“

Ein harmloserer Spaß ist die Zahngeschichte ist der folgende: Eines Abends marschierte Böhhard, noch tapfer ausschreitend, ohne Kopfbedeckung der Stadt Zürich zu. — Jeder Begegnende, der ihn kannte, fand sich zu der Bemerkung veranlaßt: „Herr Schullehrer, Ihr händ ja d' Kappe vergesse.“ — „Nei, i wott eben eini go chause,“ war die jeweilige Erwiderung.

Nicht minder erbaulich ist eine Hutzgeschichte, die sich Mitte November 1853 bei Anlaß einer Feuersbrunst in New-York zugetragen, von der der Held der Begebenheit seinen Mitmenschen folgendermaßen Kenntnis gab: „Nun stand das Dach des Hauses, in dem ein großer Huthändler wohnte, in vollen Flammen. Unten aus den Fenstern flog Hut um Hut. Soviel neue Hüte jedoch herausflogen, soviel alte flogen ins Feuer, und in kurzer Zeit waren alle Hüte rings umher restauriert. Da faßte mir einer mit der linken Hand meinen alten Not, um ihn wegzuschmeißen, und in der rechten hielt er den feinsten Filz der Welt und wollte mir denselben aufsetzen. Ich aber, in der Zartheit meines Gewissens, haschte nach meinem Not und wies, zum größten Gelächter der Umstehenden, den feinen Filz von der Hand. Die Hüte waren verassekuriert, und darum war eine solche Restauration für den Hutmacher eine große Gefälligkeit; denn so viel Hüte ihm wegamen, soviel wurden auch vergütet.“

Vergleichen Späße, wie die Stappengeschichte gaben dann in der Gemeinde herum viel zu lachen, und die Leute hatten ihre helle Freude an ihrem lustigen Lehrer. Aber noch mehr Freude bereitete er ihnen durch die Art und Weise, wie er die Liebe zu Gesang und Musik zu wecken verstand. Er gründete den ersten gemischten Chor in Schwamendingen, und es war fast kein Haus zu finden, in dem nicht eifrig gesungen oder musiziert worden wäre. Selbst die Knaben und Mädchen, die abends aus den Fabriken heimkehrten, zogen jeweilen unter Sang und Klang von der Arbeit nach Hause zurück. Diese sangesfrohe Stimmung wob ein inniges Band um die Schwamendinger und ihren Lehrer; trotzdem finden wir diesen im September 1852 auf der Reise nach Nordamerika. Seine allzu-große Schaffenslust hatte seine Gesundheit so stark untergraben, daß er im Jahre 1850 seine Lehrstelle niederlegen mußte. Vier Jahre vorher hatte er sich verehelicht, und er glaubte, sich und den Seinen in der alten Welt keine sichere ökonomische Existenz schaffen zu können. So zog er denn über den Ozean und durchwanderte einen großen Teil der Vereinigten Staaten, nämlich New-York, Pennsylvania, Ohio, Indiana, Iowa, Minnesota, Illinois, Florida und Wisconsin. In monatlichen Briefen, die in Zürich bei Zürcher & Furrer im Druck erschienen, schilderte Böhhard seine Reiseindrücke. Sie fanden reichenden Absatz, denn damals herrschte das Auswanderungsfieber in einem Grade, von dem man sich heute kaum einen Begriff machen kann. Diese „Erfahrungen und Anschauungen in Nordamerika“ sollten ein Wegweiser für die Europamüden sein; ihr Vorwort lautet folgendermaßen: „Die hohen Güterpreise, die Last der Schulden, die große Konkurrenz in Handel, Fabrikation und Handwerk, die ungünstigen Ausichten in die Zukunft Europas und die lockenden Schilderungen über Nord-

amerika haben bewirkt, daß viele tausend vaterlandsliebende und würdige Bürger die Auswanderung als ein Rettungsmittel ihrer Generation betrachten.

Die Auswanderung ist ein großer, entscheidender Schritt, ein Unglück, wenn sie die Vorteile nicht bietet, die man von ihr erwartet. Aus diesem Grunde ist der Unterzeichnete nach Nordamerika verreist, um nachzusehen und sorgfältig zu prüfen, ob ein solcher Schritt für ihn und die Seinen rätlich sei oder nicht. Damit Ihr aber, teure Freunde, aus diesen meinen Forschungen eine richtige Anschauung euch bilden könnt, so berichtet in regelmäßigen Heften hiemit gewissenhaft, treu und wahr

Euer aufrichtige Freund

Heinrich Böhhard.“

Am Schluß des Briefes aus New-York vom 2. März 1855 heißt es dann: „Pflcht und Heimweh nach den Meinen fordern, den Wanderstab für einmal niederzuliegen. Die Zeit meiner Wanderungen ward strenge benutzt; nur wenige Stunden konnten Vergnügungen gewidmet werden. Es gibt keine ländliche Arbeit, die ich nicht mitgemacht habe. Bald führte ich den Pflug, bald den Wagen und die Hacke im Kornfeld. Auf den Prairien mächte ich jeden Abend das Gras für das Nachtlager. Am La Croix machte ich die Ernte mit und arbeitete anderwärts bei Dreschmaschinen und Mähmaschinen. Bei und mit dem Leben und an den Tafeln der Farmer erkundigte ich mich stets über ihre Fortschritte, Zustände und Verhältnisse; zudem war ich unermüdet im Sammeln von Naturalien. Meinen und zugleich sich und die Seinen ernähren, ist keine leichte Aufgabe; doch ist sie jetzt gelöst, und zu dieser Lösung habt auch Ihr, teure Freunde, nach Kräften mitgewirkt; darum eilt Euch dankend und liebend zu Gruß und Handschlag entgegen Euer Wanderer

Heinrich Böhhard.“

Im November 1855 traf er bei den Seinen in Oberstraf Zürich ein. Er brachte eine große Menge von Naturerzeugnissen aller Art mit, um sie an Schulen, Sammlungen, Naturforscher, Liebhaber u. s. w. zu verkaufen. Das letztere war ihm um so eher möglich, als er durch seine Reisebriefe eine der populärsten Persönlichkeiten des Schweizervolkes geworden war. Er gab auch eine Karte der Vereinigten Staaten heraus, deren Blätter er selbst auf Leinwand aufklebte und mit Mundstäben verfab. Einen Teil dieser Karten konnte er gegen Bestellung abgeben, den Rest verhauferte er. Aber jetzt erschien er nicht mehr im schwarzen Linienhabit; Herr Böhhard trat jetzt als Gentleman auf in schwarzem Tuchanzug mit dito Seidenhut. Sein Gesicht umrahmte ein Vollbart, der dem stattlichen Herrn ein würdiges Aussehen verlieh. Die zusammengebundenen Karten aber, die er das einermal wie ein Gewehr auf der Achsel trug oder dann wieder quer über den Rücken gebunden hatte, beeinträchtigten dieses vorteilhafte Bild wieder etwelchermaßen.

Eine zweite Amerikareise unternahm Böhhard vom August 1858 bis November 1860. Diesmal galt sein Besuch Kanada und seinen Rothhäuten. Nachher trieb's ihn südwärts nach Virginien, Tennessee und Florida. Am besten gefiel ihm der Landstrich Highland, wo früher schon Schweizer eine Niederlassung gegründet hatten, im Staate Illinois. Hier kaufte er sich vor der Heimreise eine Farm, und im November 1860 verließ er mit seiner Frau, zwei Knaben und einem Töchterchen die alte Welt, um sich bleibend auf dem erworbenen Heimwesen in der neuen niederzulassen. Hier gelang es dem unermüdet schaffenden, strebsamen Familienvater, unter Ueberwindung vielfacher Hindernisse, ein ökonomisch unabhängiges Dasein zu erringen, und damit hatte er sein Lebensziel erreicht. Mit seinen ehemaligen Schülern und Freunden stand er immer in regem brieflichem Verkehr, und bis an sein Lebensende interessierte er sich für alles Bemerkenswerte, das in seiner alten Heimat vorfiel.

Im März 1877 wurde Heinrich Böhhard von einem heftigen Typhus befallen, und als wieder Hoffnung auf Genesung vorhanden war, stellte sich ein Herzleiden ein, das am 3. April desselben Jahres den Abschluß eines interessanten, vielbewegten Lebens herbeiführte. Seine irdische Hülle wurde auf seiner Farm, inmitten seiner lieben Bienen — wie er es verlangt hatte — in den Schoß der Erde gebettet. Er hat sich wohl auch einen Denkstein verbeten, wie sein väterlicher Freund und Lehrer, Pfarrer Nordorf in Seen. Im Jahr 1886 aber, bei



Hrurgroßgockels Beerdigung.

Anlaß der fünfshundertjährigen Schlachtfeier, wurde der Name Heinrich Bockhard in den monumentalen Brunnen vor dem neuen Schulhaus zu Sempach eingegraben, und eine Gedenktafel am Schulhaus zu Schwamendingen erinnert daran, daß es die Geburtsstätte des Textes des „Sempacherliedes“ ist. Mit vollem Recht wohl hat Heinrich Bockhard das Erinnerungszeichen verdient, das ihm mit diesem Nachruf in der „Schweiz“ gewidmet wurde, und wir wollen den Lesern mit den Worten schließen, mit denen unser Pionier im Jahr 1855, also zu einer Zeit, wo das Auswanderungsfeber nicht nur in unserem Vaterlande, sondern in ganz Europa in einem so hohen Grad grassierte, daß es dem heutigen Geschlecht kaum mehr verständlich sein kann, sich von den Abonnenten seiner „Anschauungen und Erfahrungen in Nordamerika“ verabschiedet hat. Er schreibt da unter anderem:

„Ich wußte, daß meine verehrten Abonnenten wohl beachteten, welch ein schönes und bedeutungsvolles Feld dem Publizisten eröffnet ist, durch Unparteilichkeit, Umsicht und Wahrheit der Darstellungen die Leser auf eine gründliche und anschauliche Darstellung zu leiten. Daher muß es vorzugsweise desselben Pflicht sein, mitzuwirken, edle Gesinnungen und gute Grundsätze zu wecken, zu erleuchten und zu belehren, und zum Kampf, zur Selbstständigkeit und alles, was die Menschheit hebt und würdigt, zu ermutigen. Dies machte mich vorichtig in der Wahl und Art meiner Mitteilungen. Publizisten, welche diese Gesinnung teilen, haben in Beachtung dessen die

Schrift empfohlen, und ich fühle mich dadurch in der That zu Dank verpflichtet.

Wir preisen die Väter, welche ihr Leben für Freiheit und Wohlfahrt wagten; sollten deren Enkel im Genuße des Friedens nichts wagen? Mögen beschränkte Geister die Auswanderung als ein tollkühnes Wagnis betrachten; sie ist nichts anderes, als ein Feldzug für Wohlfahrt und Familienglück, und diese Leute sind weder Europa, noch dem Vaterlande verloren. Je mehr sich Amerika bevölkert, desto mächtiger wird die Wechselwirkung, welche die Wohlfahrt und den Glanz Europas fördert. Wäre Südamerika, was jetzt Nordamerika ist, wie blühend stände die Industrie in Europa!

Tausende erwachen erst in der neuen Welt zur Förderung ihres Strebens. Tausende lernen erst dort erkennen, daß Ehrbarkeit und nobles Betragen überall als erste Bedingung gefordert werden, und daß der Mensch sich erst Bahn bricht zu edlerem und besserem Leben, wenn er sich selbst überwacht und für Erleuchtung und Förderung der Tugend wirkt.

Es ist dem Menschen ausschließlich nicht etwa dieser oder jener Ort, sondern vielmehr die Erde zum Wohnplatz angewiesen, und wer sich dazu berufen fühlt, vor allem aus ein Diener des Höchsten zu sein, kann es überall sein. Dem guten und strebsamen Menschen wird die Auswanderung ein unschätzbare Born ernster und reicher Erfahrungen. Dies sind die Gründe, warum ich mich berufen fühlte, dieselbe nur ausnahmsweise zu mißraten.“

≡ Tigerfang auf Sumatra. ≡

Von R. Henne am Rhyn.

IV.

Das Sigen auf dem Anstand im tropischen Urwald ist nicht jedermanns Sache, und zumal, wenn es dem Tiger gilt, also nachts geschehen soll, so bedankt sich wohl mancher Jäger dafür, denn das Lauern wird durch die in der Nachtkühle doppelt lebendigen Landblutegel, Moskitos, Ameisen und andere Insekten und kriechendes Gewürm zur wahren Tortur gemacht.

Man versucht also neuerdings mehr mit Fangeisen, ganz nach Art unserer Fuchseisen, nur entsprechend größer und stärker, den Tigern beizukommen, und zwar mit großem Erfolg. Diese Fangeisen wurden in Deli, wo Tiger noch ebenso häufig sind, wie in dem benachbarten Langkat, meinem Standorte, vor einigen Jahren zuerst von meinem Freunde „Tiger-Schulz“ eingeführt, der im Laufe eines Jahres etwa ein Duzend der gefährlichen Katzen auf einer einzigen Plantage damit fing und die Bestien, die das Eisen samt Kette und Anker in den Busch schleppten, oft erst nach hitziger und gefährlicher Jagd niederschloß. Ein starker Tiger ist nämlich trotz der Behinderung durch das schwere Eisen, in dem seine Franke steckt, in dem unübersichtlichen, mit Gestrüpp bedeckten Terrain immer noch ein nicht zu verachtender Gegner, zumal er durch den Schmerz und das Hemmnis zur höchsten Wut gebracht wird. Er vermag trotz des Eisens den ihn verfolgenden Jäger anzuspringen, wie Tiger-Schulz selber erfahren hat, wird aber allerdings durch die Last der Kette und des daran befindlichen Ankers bald abgemattet. Leider gelingt es dem Tiger indessen öfters, sich durch eine ungeheure Kraftanstrengung von dem Eisen zu befreien und zu entkommen, wobei er gewöhnlich ein Stück Haut, Haare und Blut zurückläßt.

Ein Tiger, der sich von einem von mir an der Bahnlinie bei Kuala ausgelegten Tellereisen fing, schleppte dasselbe 70 Meter weit die Linie entlang und befreite sich schließlich, als der Anker an einer Schwelle fest einsaßte und ihn nicht weiter ließ. Nach den Spuren zu urteilen, war eine Franke aber stark verlegt und ich verfolgte den Tiger daher mit zwei Kollegen etwa drei Stunden lang, ohne ihn zu Gesicht zu bekommen. Manchmal waren wir nur noch wenige Schritte von ihm entfernt, und nur das undurchbringliche Pflanzengewirr trennte uns von der beinahe sicheren Beute, aber bis wir uns wiederum einen Weg gebahnt, hatte die Bestie sich wieder weitergeschleppt, nicht ohne verschiedene Male eine längere Raft

zu halten, wie die Spuren deutlich zeigten. Es war ungemünlich mühsam, diesen Spuren im düsteren Wald und durch das verfilzte Dickicht zu folgen, und wir hätten es auch trotz aller Erfahrung nicht fertig gebracht ohne die Führung meines battakischen Jägers, welcher die Spürorgane eines regelrechten Schweißhundes zu besitzen schien. So verfolgten wir kriechend, kletternd und schweigend den Tiger, immer bedacht, möglichst wenig Geräusch zu machen und die Waffen schußfertig zu halten. Einmal waren wir ihm so nahe, daß wir sein zorniges Knurren und schmerzhaftes Stöhnen deutlich hörten, konnten ihm aber wegen des dicht verwachsenen Unterholzes nicht rasch genug auf den Leib rücken und mußten die Verfolgung schließlich, als die Spur in einen Morast führte, aufgeben.

Die Tellereisen werden stets auf den Wechsel des Tigers, in Zaunlücken oder vor die Öffnung eines rasch im Busch improvisierten Geheges gelegt, das nur aus einer Anzahl Knüppel zu bestehen braucht und ein Locktier enthält. Diese Gehege macht man so schwach, daß es eigentlich für den Tiger ein Kinderpiel wäre, sie zu zerstören, denn man weiß, daß er eine Öffnung suchen und wenn überhaupt eine vorhanden, das Gehege nur durch diese betreten wird.

Ein alter, schlauer Bursche, dessen Wechsel ich schon manchmal mit einem Fangeisen belegt hatte, ging stets trotz der allvorsichtigsten Manipulation meinerseits säuberlich um das Sigen herum und ließ den Köder entweder ganz unberührt, oder verstand ihn auf ganz unbegreifliche Weise wegzunehmen, ohne daß die Bügel des Fangeisens funktionierten. Da ich an den Spuren beobachtet hatte, daß er mit Vorliebe von einem erhöhten Punkte aus die Falle beraubte, so legte ich ein Gehege, wie oben beschrieben, dicht an einer steilen Sandwand in der Weise an, daß ein enger Raum auf der einen Seite von der Wand, auf der andern durch einen sehr hohen Zaun begrenzt wurde. Das eine Ende dieses langen schmalen Raumes ließ ich offen und legte genau in die Öffnung das mit Sand bedeckte Fangeisen hin. In dem Gehege nun setzte ich einen jungen Hund als Locktier aus. Ich rechnete damit, daß der Tiger von oben her in das Gehege herabspringen, dann nach dem Ergreifen des Hundes einen Ausweg suchen und dabei in das Eisen treten würde. Und genau so geschah es auch. Einmal in dem Gehege hätte der Tiger dasselbe niederreißen können, er folgte aber der alten Tradition, einen offenen Weg

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.